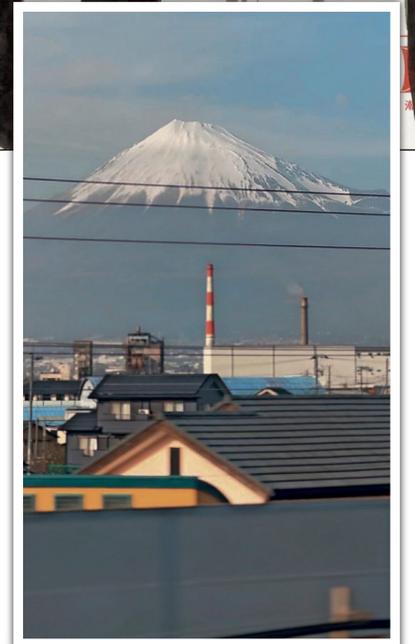


Was ihr bei Spaziergängen in Kyoto aufgefallen ist, hat Tina Berning fotografiert. Was in der Erinnerung hängen blieb, hat sie gezeichnet. Fotos Tina Berning



Ohne Netz

Jeden Abend ein Bild auf den Tageskalender: Die Künstlerin Tina Berning hat für ein halbes Jahr in Kyoto gelebt, um neue Impulse zu erhalten. In der japanischen Kunst fand sie dann aber vor allem Bestätigungen für ihre Art zu arbeiten.

Von Freddy Langer

Am Anfang steht der Fuji. Besser gesagt: Er schwebt. Oder zumindest sieht es so aus auf dem Foto, das Tina Berning am 28. Januar 2024 auf dem Weg nach Kyoto aus einem Flugzeugfenster heraus aufgenommen hat. Dabei könnte man meinen, Astronauten der Raumstation ISS hätten es zu ihrer Bodenstation gefunkt, so leuchtend blau ist der Himmel, so gewölbt der Horizont, und so klein erscheint Japans heiliger Berg zwischen Gebirgen von Wolken. Und als wäre das der Romantik nicht genug, schiebt sich mit gleißendem Strahl der Mond über die Szenerie. In vollem Rund, möchte man glauben. Aber versteckt findet sich die Information, dass Tina Berning dafür einen Tag zu spät gekommen ist.

Denn das von ihr schlicht „Fuji-San“ genannte Bild hat sie über eine Zeichnung vom selben Tag geklebt, die sie am Abend auf das mit Tages-, Nacht- und sonst welchen Informationen gefüllte Blatt eines japanischen Tagesabreißkalenders setzte: das Bild eines, ja was eigentlich, einer Häuserzeile vielleicht, einer Straße womöglich, einer Kurve eventuell? Oder waren die expressiv in dunkeln Farben hingestrichenen Linien nur der Ausdruck der Bewegung, des Reisens und schließlich der Ankunft an einem Ort, an dem sie mit der Familie die folgenden 185 Tage verbringen würde? Und an dem sie Abend für Abend, am niedrigen Teetischchen des karg möblierten Hauses knieend – zu diesem Ritual hatte sie sich augenblicklich entschlossen –, jeweils das aktuelle Blatt des Kalenders bemalen, übermalen, vermalen würde. Dabei wurden ihr die groß gedruckten Zahlen bisweilen zur Kulisse, Säule oder anderen Anregung für eine Figur. Häufiger aber legte sie unbeeindruckt von den Vorgaben Gesichter darüber, die mit dem Kalendarium nichts zu tun haben. Aber vielleicht mit dem Tag, an dem sie entstanden sind.

Die ersten Blätter des Kalenders, den es nun als faksimiliertes Künstlerbuch nachzublätern gibt, zusammengeschraubt wie das Original, beziehen sich zweifelsfrei noch auf Erfahrungen erster Exkursionen. Sie zeigen Häuser oder Blüten an Zweigen, Telefonmasten oder das

Tablett aus einem Restaurant. Später benutzt Tina Berning für ihre Erkundungen der näheren und weiteren Umgebung ihres schmalen Hauses in einer der kerzengerade gezogenen Gassen des streng rechtwinklig angelegten Grundrisses von Kyoto eher den Fotoapparat, während sie sich in den Zeichnungen immer freier macht von der Stadt und sich oft dem zuwendet, wofür sie bekannt ist: Konterfeis. Einmal zeigt sie den Fahrer eines öffentlichen Busses als Reflexion in seinem Rückspiegel. Meist aber sind sie erfunden. Es sind die Gesichter junger Frauen, von denen Heinrich Heine vielleicht gesagt hätte, dass sie nie reizen, selten entzücken und immer gefallen – und von denen etliche ganz sicher sein schlimm bewegtes Herz zur Ruhe gelächelt hätten. Von denen Tina Berning hingegen sagt, es handele sich um Trojanische Pferde, denn unter der Oberfläche vermeintlicher Schönheit verbergen sich nicht selten Verletzlichkeit, Trübsal, Wehmut.

Mit ihren Porträts gibt Tina Berning seit vielen Jahren zahlreichen Romanen internationaler Verlage ein Gesicht, keineswegs den Figuren der Geschichten. Es sind Universalgesichter, vielseitig interpretierbar. Nur noch in Dutzenden lassen sich die Bücher zählen, von denen ihre jungen Damen mittlerweile den Kunden in den Buchhandlungen rätselhaft entgegenblicken, am bekanntesten auf den Bänden der Trilogie von Julia Schoch. In ihrem Atelier setzt sie solche Bildnisse jeden Tag auf jedes zur Verfügung stehende Papier, je älter, desto besser, und wenn es einseitig bedruckt ist: noch besser. Weshalb Tina Berning von Flohmärkten schon ganze Aktenordner voller historischer Formulare oder Gesprächsprotokolle nach Hause getragen hat. Wie schön das sei, staunt sie selbst immer wieder, wenn Spuren der Texte im Freiraum ihrer Bilder durchs Papier hindurch schimmern. Wenn sich auf diese Weise eine zweite Ebene ergibt. Optisch, aber auch zeitlich.

Nie ist sie dabei konsequenter vorgegangen als mit ihren Bildern auf den Blättern des japanischen Abreißkalenders. Wobei es einer gewissen Ironie nicht entbehrt, dass ihr der Japan-Aufenthalt Wege öffnen sollte, sich weiterzuentwickeln, sie aber ausgerechnet dort die größte Bestätigung für ihre Art zu arbeiten bekom-

men hat, nämlich mit dem Schwung einer Linie zu beginnen. Nun kann der Schwung in der japanischen Tradition selbst schon das Kunstwerk sein, beim Sumi-e. Ihr hingegen dient er, aus dem Handgelenk aufs Papier geworfen, zur Inspiration. Wie ein Startschuss. Aus ihm erwächst das Bild. Nicht allmählich, sondern sekundenschnell. Ob mit Bleistift, Kohle oder Pinsel und Wasserfarben. Sie nennt das Arbeiten ohne Netz und doppelten Boden. Korrekturen sind nicht gewollt, im Idealfall gar nicht möglich. Misslingt eine Arbeit, wird sie abgelegt in einer Schachtel mit der Aufschrift „Not so good“. Ebenso dick gefüllt ist die Schachtel „Not so bad“.

Und nun also der Kalender, der das Tagebuch einer Japanreise geworden ist. Kein Reiseführer, kein Japan-Bildband, sondern eine Sammlung von Eindrücken. In den Fotos nimmt uns Tina Berning mit auf ihre Spaziergänge. Es sind stille Beobachtungen, wie sie vielleicht nur dem Fremden ins Auge fallen: die Fenster scheiben aus Milchglas, durch die hindurch man nur Schemen erkennt; ein mit einer Landschaft bemalter Paravent, bei dem einem breiten Leerraum, einer Lücke genaugenommen, die selbe Bedeutung verliehen wird wie den Bergen und einem Fluss; Wohnhäuser, die dort komplett mit Wellblech verkleidet sind, wo eigentlich gut eine Handbreit entfernt das Nachbarhaus stehen müsste. Momente von Lakonie begegnen ihr auch in Tempeln, Andenkenläden, Spielzeuggeschäften. Einmal fotografiert sie die japanische Gebrauchsanleitung auf einer Packung Backpulvers: präzise Zeichnungen, die Bild für Bild jeden nötigen Handgriff erklären und keine Frage der Hausfrau offenlassen.

Das trifft auf Tina Bernings Zeichnungen eher nicht zu. Ihr Trojanisches Pferd hat sie mit nach Kyoto genommen. Die rätselhaften Masken japanischer Tänzerinnen stehen dabei programmatisch für all die vieldeutigen Mienen und Gesten ihrer Figuren, vor denen man sich letztlich selbst in die Augen schaut. Knapp 186 mal. Wenn man will, Tag für Tag.

„Tina Berning – 186 Days Abroad“, herausgegeben von der Galerie Jäger Art, Berlin; 48 Euro.

